

Eine Frage von Vertrauen und sich trauen

Mit Worten gegen Katastrophen:
Die Idee der „Westfälischen Friedensgespräche“

Von Najem Wali



Schriftsteller muss man ins Gespräch bringen: Najem Wali zwischen Jordi Punzi (links) und José Ovejero. Foto Marina Miguel

In seinem Buch „Die Welt von Gestern – Erinnerungen eines Europäers“, das in den letzten Jahren seines Exils in Brasilien zwischen 1939 bis 1941 entstand und 1942, erst ein Jahr nach seinem Tod, erschienen ist, schildert der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig unter vielen anderen Ereignissen auch seine erste Begegnung mit dem „Feind“ im Ersten Weltkrieg. Diesen „Feind“ traf er in Gestalt einer Gruppe gefangener russischer Soldaten, denen er in den Wirren des Krieges eher zufällig begegnete. Es fiel Zweig auf, dass deren deutsche Bewacher ihr Amt keineswegs sonderlich streng ausübten. Sie hockten mit den Gefangenen beisammen, obwohl sie nicht miteinander sprechen konnten. „Man tauschte Zigaretten aus, lachte sich an. Ein Tiroler Landsturmmann holte gerade aus einer sehr alten und schmutzigen Brieftasche die Fotografien seiner Frau und seiner Kinder und zeigte sie den ‚Feinden‘, die sie einer nach dem anderen bewunderten und mit den Fingern fragten, ob dieses Kind drei Jahre alt sei oder vier.“ Schreibt Stefan Zweig.

Als ob diese Wächter und ihre Gefangenen nicht an der Front gegeneinander gekämpft hätten. Sondern als ob sie zusammen in einem Café säßen und sich gerade kennengelernt hätten. Es ist das Erzählen, das die Feinde einander näherkommen und erkennen lässt, dass der Krieg eine Katastrophe ist, der sie gleichermaßen wehrlos ausgeliefert sind. Die Geschichten, die sie einander erzählen, machen ihnen klar, dass sie Schicksalsgefährten sind und ihr Erzählen ein Kampf für das Erinnern ist, das Erinnern daran, dass alle Menschen gleich sind. Menschsein ist das Gegenteil von Krieg, der Menschen zu Feinden macht, bevor sie einander überhaupt einmal gesehen haben.

Krieg ist so. Menschen werden zu Feinden. Manche werden an die Front geschickt, und manche gehen freiwillig, um wegen eines Konfliktes für ein Ziel zu kämpfen und zu gewinnen. Dafür werden sie sich gegenseitig töten, obwohl sie sich niemals zuvor persönlich über diesen Konflikt gestritten haben. Wer weiß, was geschehen würde, hätten sie einander vor dem Krieg persönlich getroffen. Vielleicht hätten sie sich zusammengesetzt, Zigaretten geraucht, geredet, eine Tasse Kaffee, Tee oder ein Bierchen getrunken und einander Fotos ihrer liebsten Menschen gezeigt und sich Geschichten erzählt. Stattdessen harren sie aus in ihren Schützengräben, umgeben von Dreck, Angst und Einsamkeit, täglich konfrontiert mit dem Tod, der durch ein Bajonett, eine Drohne oder anderswie auf sie lauert.

Auf der anderen Seite stehen diejenigen, die einen Krieg anzetteln, die in Medien oder Parlamenten schreien und zur offenen Konfrontation aufrufen, es sind nicht immer nur Nationalisten, Fanatiker und Kriegsprofiteure; diese Leute kennen einander alle gut und nutzen einen Konflikt, egal wie klein oder groß er ist, um ihn in einen größeren zu verwandeln. Später, wenn viel Blut geflossen ist, wenn in Tausenden Gräbern auf jeder Seite aller Fronten die Überreste der getöteten Menschen liegen, sind es genau diese üblichen Verdächtigen, die sich an den Verhandlungstischen treffen und die Kriegsbeute unter sich aufteilen.

Die Spaltung einer Gemeinschaft beginnt leise. Niemand kann später genau sagen, wann und wo sie angefangen hat und wann und wo genau aus einem Unterschied ein Konflikt und eine bewaffnete Auseinandersetzung geworden sind. Denn selbst wenn die Menschen einander vorher kannten, wie es bei einem Bürgerkrieg der Fall ist, tun die üblichen Verdächtigen alles, um Konflikte weiter anzuhetzen, bis

sich die Menschen selbst nicht mehr erkennen, bis ihnen sogar die Kleidung fremd wird, die sie tragen. Eines Morgens wachen Menschen in Zypern, in Libanon, in Jugoslawien, in Ruanda, in Irak, Somalia, Äthiopien, Jemen und anderswo auf und stellen fest, dass sie einander hassen, und dass sie in einer Gemeinschaft gelebt haben, die voller Feinde steckt. Nachbarn und Arbeitskollegen, die bis gestern zusammen im Café gesessen haben, die sich auf der Straße begrüßt, vielleicht sogar umarmt und auf die Wangen geküsst haben, gehen einander plötzlich aus dem Weg. Familien, die bis gestern Familien waren, empfinden einander plötzlich als Fremde, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie zu den Waffen greifen, um aufeinander loszugehen. Häuser werden in Brand gesteckt, Menschen aus ihren Häusern, Vierteln und Städten, in denen sie seit Generationen gelebt haben, vertrieben, und plötzlich verwandelt sich unsere „Welt von heute“ in eine „Welt von gestern“.

Die Literatur wurde und wird nie müde, uns die Katastrophen vor Augen zu führen. Sie sendet Warnsignale in Form von Geschichten, die uns von Hunger und Elend, von Tod und Vertreibung, von Kernen, Hilflosigkeit und Verzweiflung und all den Schrecken erzählen, die Krieg und jeder bewaffnete Konflikt mit sich bringen. Und nicht selten stellt die Literatur fest: Wenn ein Krieg ausbricht, werden die Armen einberufen, um ihr Land zu ver-

teidigen. Und wenn ein Krieg zu Ende geht, werden die Reichen einberufen, um die Beute aufzuteilen.

Nicht nur Stefan Zweig beschreibt das in seinen Beobachtungen. Das können wir bei Ivo Andrić, bei Nikos Kazantzakis, bei Erich Maria Remarque, André Malraux, Ernest Hemingway und vielen anderen lesen.

In seinem Essay „Der Kampf des Künstlers um Wahrhaftigkeit“ schrieb der Amerikaner James Baldwin: „Dichter, und damit meine ich alle Kunstschaffenden, sind letztlich die Einzigen, die die Wahrheit über uns wissen. Nicht die Staatsmänner, nicht die Priester, nicht die Soldaten.“ Ich finde, er hatte recht. Die wahrhaftig Schreibenden, die, die eine soziale Verantwortung empfinden, stellen sich nicht unbedingt zur politischen Wahl. Sie erteilen niemandem eine Absolution, und sie greifen hoffentlich nicht zur Waffe. Ihre Aufgabe sollte es sein, unbestechlich zu beschreiben, was ist. Was sie sehen, wovon sie Zeugnis ablegen können. Sie sollten nach Worten suchen, die in einem Jahrzehnt, im nächsten Jahrhundert, noch gültig sein mögen. Wenn sie das Gefühl haben, ihre Romane, Gedichte, Texte reichen nicht aus, um die Katastrophe zu verhindern oder zu stoppen, sollten sie eine andere Form wählen, die „Ästhetik des Widerstands“, um einen Begriff von Peter Weiss auszuleihen. Sie sollten mit Schreibenden und Kunstschaffenden auf der anderen Sei-

te des Konflikts nach Gemeinsamkeiten suchen und sich bemühen, eine gemeinsame Vision zu entwerfen, die dem Frieden dient und jeden Krieg überflüssig macht.

Diese Hoffnung war es, die den jungen Stefan Zweig dazu brachte, nach Belgien zu reisen, um Romain Rolland, einen in seiner Zeit bekannten Friedensverfechter, zu treffen und mit ihm eine gemeinsame Erklärung gegen den bevorstehenden Ersten Weltkrieg zu verfassen. Die Feindseligkeiten und Verleumdungen, die beiden dafür von ihren Landsleuten entgegenschlugen, hielten Zweig nicht davon ab, Rolland ein zweites Mal zu treffen. Diesmal allerdings in einem Hotel in Zürich, das voller Spitzel war.

Dorhin zu fahren wäre heute vergleichbar mit der Reise einer russischen Kunstschaffenden nach Kiew oder eines ukrainischen Kunstschaffenden nach Moskau, eines arabischen Dichters nach Tel Aviv oder eines israelischen Dichters nach Damaskus oder Beirut. Jemand, der eine Reise ins „Feindesland“ wagt und offen darüber spricht oder schreibt, bringt sein Leben in Gefahr.

In kriegerischen Zeiten feindliche Länder zu besuchen und zum Frieden aufzurufen ist nicht nur in der „Welt von Gestern“ ein Spiel mit dem Feuer. Ich habe dieses Feuer am eigenen Leib gespürt, als ich 2007 eine „Reise in das Herz des Fein-

des“ unternahm. Ich besuchte Israel und schrieb über die Menschen, die mir dort begegneten, ein Buch, obwohl ich wusste, dass eine Reise nach Israel für einen Araber zu jeder Zeit dem Spiel mit dem Feuer gleicht. Außerdem war und ist es niemals erlaubt, den „Feind“ als Menschen darzustellen, der, genau wie man selbst, Gewalt und Krieg fürchtet.

Was aber bleibt denjenigen, die zum Frieden verurteilt sind? Deren Werke und Kreativität, deren Kunst als Ort zu verstehen sind, als Treffpunkt, an dem Menschen in ihrer Diversität, mit ihren Unterschieden und Eigenschaften zusammenkommen? Was bleibt uns, außer auf unsere Vorreiter und Leuchttürme zu blicken, auf all jene Kulturschaffenden, die ihr Leben und Werk in den Dienst des Friedens gestellt haben? Das Schreiben von Manifesten, die Frieden wollen, der Austausch von Ideen, wie man Krieg und Militarismus verhindern kann, genauso das Schreiben von Antikriegsromanen, all diese Formen gehören zur Ästhetik des Widerstands, die eines Tages als Antwort auf Aufrüstung die Katastrophe eines Krieges vielleicht abwenden kann.

Das ist der Hintergrund, vor dem das Projekt „Literarische Friedensgespräche“ entstanden ist, die in diesem Jahr unter dem Titel „Westfälische Friedensgespräche“ anlässlich des Jubiläums von 375 Jahren „Westfälischer Friede“ zum ersten Mal stattfinden und mit Gesprächen zum Konflikt Nordirland fortgesetzt werden sollen.

Jahrelang trug ich mich mit dieser Idee: Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus zwei Ländern oder zwei Regionen, die sich in einem andauernden Konflikt befinden und sich nicht kennen, entwerfen eine Vision für eine andere Art der Auseinandersetzung, um einem festgefahrenen politischen Dialog neue Impulse zu geben. Durch ihre Bereitschaft, einander zuzuhören und aufeinander einzugehen, sollen sie mit den der Literatur zur Verfügung stehenden künstlerischen Mitteln die in ihren jeweiligen Zivilgesellschaften vorherrschenden Meinungen, Ansichten und Vorurteile in den Blick nehmen, diese hinterfragen und in Bezug zu den offiziellen politischen Verlautbarungen setzen und diese erörtern. Denn Dichter, und ich meine hier die Dichter im Sinne von James Baldwin, eint die Fähigkeit, Konflikte auf ihre eigene literarische Weise zu sehen und darzustellen. Sie müssen sich nicht an Vorgaben oder politische Strategien halten, sondern können vielmehr einen neuen Standpunkt einnehmen, um die in den Konflikten auftretenden Parameter – ökonomische, politische, geographische, religiöse und kulturelle – aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

Ich weiß, wie schwierig und manchmal unmöglich es ist, dass Menschen, die aus zwei Schützengräben kommen, zusammensitzen, sich unterhalten und nach Ideen suchen, die sie einander näherbringen. Das sage ich aus eigener Erfahrung, nicht wegen der Anfeindung, die man von seinen eigenen Landsleuten erfährt, sondern vielmehr wegen der Furcht vor sich selbst, davor, dass man sich in seinen Betrachtungen getäuscht hat, dass man mit seinen Analysen scheitert. Es ist eine Frage von Vertrauen und sich trauen. Von Geduld und Selbstvertrauen. Und es braucht den Willen zum Frieden.

Bei unseren beiden Autoren, bei José Ovejero und Jordi Punzi, die sich in diesem Jahr der Herausforderung des Friedensgesprächs gestellt haben, war es nicht anders. Es war ihr Wille, der sie näher zueinander brachte. Am Anfang gingen sie von sehr unterschiedlichen Positionen aus. Jordi Punzi ist für die Unabhängigkeit Kataloniens, José Ovejero – wie er in einem

Brief an Punzi schrieb – lehnt jede Form von Nationalismus ab, außer in einem kolonialen Kontext. Obwohl er zwischen Unabhängigkeit und Nationalismus unterscheidet, scheint ihm Letzterer in den katalanischen nationalistischen Bewegungen viel präsenter zu sein, als Jordi das sieht, der sich durch den spanischen Staat eingeschränkt und unterdrückt fühlt und der Ansicht ist, dass seine Sprache und Kultur von ebendiesem Staat belagert werden. Ohne ein spanischer Nationalist zu sein und ohne die Einheit Spaniens als etwas Unantastbares und Unverhandelbares zu verstehen, gesteht Ovejero, dass es ihm manchmal schwerfällt, Punzis Standpunkte nachzuvollziehen.

Es war eine Frage der Zeit – und des Willens –, bis die beiden nach und nach in einen Raum des gegenseitigen Vertrauens eintraten, in dem jeder seine Sicht und Gedanken zum politischen Konflikt zwischen Katalonien und Spanien darlegen und gleichzeitig die Argumente des anderen anhören konnte.

Und siehe da, nach nicht einmal sechs Monaten, nachdem sie viele Gespräche geführt und mehr als zehn Briefe ausgetauscht hatten, wurde es ihnen möglich, eine allgemeine Einigung über die Wege, die zur Lösung oder Entschärfung des Konflikts zwischen Spanien und Katalonien beschritten werden sollten, zu finden und in einem gemeinsamen Text zu formulieren.

Um diesen Weg zu finden, haben sich José Ovejero und Jordi Punzi ohne Hass und Überheblichkeit, ohne Vorurteile und ohne Eitelkeit selbstbewusst miteinander und mit ihren unterschiedlichen Positionen auseinandergesetzt. Das Ergebnis ist ein Text, der Impulse und Lösungsansätze für einen dauerhaften Frieden und Versöhnung gibt. Dieser gemeinsame Text und ihre Briefe der Annäherung über den aktuellen Konflikt, über die Hoffnungen und Ängste der Menschen auf beiden Seiten und die politischen Positionen der Parteien, sollen in einem Buch erscheinen, damit wir die Gedanken dieser großartigen Autoren und ihre Schritte zur literarischen Konfliktlösung nachvollziehen können.

In einer „Welt von Gestern“, vor fast hundert Jahren, trafen sich der Österreicher Stefan Zweig und der Belgier Romain Rolland, um für den Frieden einzutreten. Der Spanier José Ovejero und der Katalane Jordi Punzi taten dies in der „Welt von Heute“. Es braucht Mut, den Versuch zu unternehmen, die andere Seite zu verstehen und den eigenen Standpunkt zu relativieren. Ovejero und Punzi haben es mit ihrer literarischen Friedensverhandlung zum Katalonien-Spanien-Konflikt gewagt, ein Tabu zu brechen. Dafür verdienen sie Respekt und Anerkennung.

Ich weiß, wir können mit literarischen Friedensgesprächen die Katastrophe eines Krieges nicht unbedingt verhindern, aber ich weiß ebenso, nur so, nur wenn wir mit Worten versuchen, Lösungen von Konflikten zu finden, ohne zu den Waffen zu greifen, nur durch den Dialog, nur durch Zuhören, Einsicht, Geduld und Selbstreflexion, nur so und nicht anders, werden wir eine friedlichere und gerechtere Welt schaffen, in der wir zusammen unsere naturgegebene Diversität leben können.

Najem Wali, geboren 1956 im irakischen Basra, ist Schriftsteller und lebt im Exil in Berlin. Die erste öffentliche Veranstaltung der von ihm erdachten „Westfälischen Friedensgespräche“ wird mit den Autoren José Ovejero und Jordi Punzi in Münster am 21. September in Münster stattfinden.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Günter Eich

Himbeerranken

Der Wald hinter den Gedanken,
die Regentropfen an ihnen
und der Herbst, der sie vergilben läßt –

ach, Himbeerranken aussprechen,
dir Beeren ins Ohr flüstern,
die roten, die ins Moos fielen.

Dein Ohr versteht sie nicht,
mein Mund spricht sie nicht aus,
Worte halten ihren Verfall nicht auf.

Hand in Hand zwischen undenkbar Gedanken.
Im Dickicht verliert sich die Spur.
Der Mond schlägt sein Auge auf,
gelb und für immer.

Norbert Hummelt

Gedanken sind Ranken, unendlich und dornenbewehrt

Der Reichtum einer Sprache erweist sich an ihren Reimen. Dinge, die einander gar nicht kannten, rücken in jähre Nachbarschaft, Sinnbeziehungen tun sich auf, durch Gleichklang gestiftet, die man vorher übersehen hatte. Früh in der Geschichte der deutschen Sprache muss auf diese Weise die grundstürzende Beziehung zwischen Herz und Schmerz erkannt worden sein: Ein krasser Fund, der in heutiger Lyrik, Schlager ausgenommen, kaum mehr Verwendung findet. Dennoch bleibt er unvergesslich. Reim, schrieb Stefan George, sei bloß ein Wortspiel, wenn zwischen den durch Reim verbundenen Worten keine innere Verbindung bestehe.

Einer der erkenntnistreichsten Reime, die ich kenne, ist der von „Ranken“ auf „Gedanken“. Er fällt einem nicht schnell ein, vielleicht wegen der ungleichen Silbenzahl. Doch konnte ich ihn gar nicht vermeiden, als ich vor Jahren mein Gedicht „brombeerranken“ schrieb. Bei Elke Erb fand ich den Vers: „Ach, Erdbeerranken, heimische Landgedanken“. Es kann gut sein, dass wir beide, Elke Erb und ich, dasselbe Gedicht von Günter Eich im Kopf hatten, das „Himbeerranken“ heißt und das man nicht mehr vergisst, wenn man es einmal gelesen hat. Es erschien erstmals 1955 in Eichs Band „Botschaften des Regens“ und ist in seiner Knappheit, seiner verhaltenen Sprechweise, den unvermittelt abbrechenden Sätzen und den wenigen, aber hoch einprägsamen Bildern ein fremdes Land, in das wir eintreten, ohne zu wissen, wo wir eigentlich sind.

Ein Gefühl des Traumwandels setzt schon mit dem Titel ein. Um Himbeerranken

wahrnehmen zu können, müssen wir uns hinunterbeugen, sie wachsen an Waldwegen wenig über Bodenhöhe und wir konnten sie besser sehen, als wir noch klein waren – so führt uns schon dieses erste Wort in die verwunschene Atmosphäre eines Märchenwaldes. Er ist nicht real, es ist „der Wald hinter den Gedanken“, ein verschleierte, entrückter Ort, zu dem wir nicht hingelangen können. Dort waren oder sind (wir müssen das fehlende Zeitwort ergänzen) „die Regentropfen an ihnen“ (an den Gedanken nämlich) „und der Herbst, der sie vergilben läßt“ – in diesem Bild, gesehen wie hinter einer verregneten Fensterscheibe, steht die Zeit, es stockt der Satz, dem das Prädikat fehlt. Kaum bemerkbar wir den Reim, der die „Himbeerranken“ des Titels mit den „Gedanken“ am Ende der ersten Zeile verknüpft, er wird durch das fehlende Metrum verwischt.

Und doch erschafft dieser Reim, der einzige des ganzen Gedichts, das Denkbild, auf dessen Spur wir bleiben. Den Gedanken, komplexen neuronalen Prozessen, denen wir beständig ausgeliefert sind, von deren Gestalt wir aber gar kein Bild haben, wird eine sinnliche Entsprechung gegeben, die spontan überzeugen kann. Gedanken sind wie Ranken, biegsam, unendlich, dornenbewehrt, wir können sie nicht überblicken, aber tasten uns an ihnen fort. Doch sind es nicht irgendwelche abstrakten Ornamente, denen sie gleichen, sondern, und das ist das Wunderbare: Himbeerranken. Sie tragen Früchte, sie sind süß und rot. Sie haben ihre Zeit, ihre Erfüllung. Solche Gedanken hätten wir gern, wir hängen an ihnen, wir hatten sie einmal – wo sind sie hin?

„Ach, Himbeerranken aussprechen“, fährt das Gedicht nun fort, als könnte es unsere Gedanken lesen, die von der Sehnsucht getrieben sind, einmal nicht bloß Gedanken, sondern die Dinge selbst sagen zu können. Denn als die eigentliche Sprache, so äußerte sich Eich 1956, erscheine ihm diejenige, „in der das Wort und das Ding zusammenfallen“. Aus einer solchen Ursprache, wie wir sie allenfalls im Märchen kennen, zu übersetzen sei die Aufgabe der Dichtung. Folglich werden in diesem Gedicht nicht Worte ins Ohr geflüstert, sondern Dinge: „dir Beeren ins Ohr flüstern“, aber auch das ist letztlich nur ein Gedanke! Es geschieht nicht wirklich – wieder fehlt das Zeitwort, im Infinitiv leuchtet die utopische Möglichkeit auf und kippt im Handumdrehen in ein Erinnerungsbild: „die roten, die ins Moos fielen.“ Die roten Beeren in das grüne Moos: Ein Umschlag in die Komplementärfarbe, ein Sturz in der Zeit, ein Sprung zum Anders, denn am Du und am Flüstern können wir ablesen, dass es ein Liebesgedicht ist, in dem wir uns aufhalten.

Das Aussprechen der Himbeerranken, das Flüstern der Beeren sind Laute und Gebärden jener verlorenen Ursprache, die zugleich auch die Sprache der Liebe ist. „Dein Ohr versteht sie nicht, / mein Mund spricht sie nicht aus, / Worte halten ihren Verfall nicht auf.“ Und doch handelt das Gedicht allein von ihnen. Es macht erfahrbar, dass es dieses Ungreifbare, Unausprechliche zwar nicht gibt, aber gleichwohl immer geben muss, als unerfüllbares Versprechen. „Hand in Hand zwischen undenkbar Gedanken.“ So sehen wir das Paar im Wald verschwinden, zwischen Himbeer-

ranken. „Im Dickicht verliert sich die Spur.“ Es ist das Waldesdickicht, das wir nur im Gehirn tragen, nun jedoch in eigentümlicher Beleuchtung: „Der Mond schlägt sein Auge auf, gelb und für immer.“ Mit diesem überraschenden, wenn auch fahlen Ewigkeitsversprechen entlässt uns das Gedicht, in dem alles nur erwogen, nicht real und nicht auf Dauer war. Und in dem wir mit dem Wunsch, nicht immer eingeschlossen in uns selbst, sondern einmal draußen bei den Dingen zu sein, uns dennoch dauerhaft behimatet können.

Günter Eich: „Gedichte“. Ausgewählt von Ilse Aichinger. Suhrkamp Verlag, Berlin 2016. 145 S., geb., 15,- €.

Von Norbert Hummelt ist zuletzt erschienen: „1922 – Wunderjahr der Worte“. Luchterhand Literaturverlag, München 2022. 416 S., geb., 22,- €.



Mit dem Handy scannen:
Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.